

Heinz Schmidt: Persönliches Dilemma

von Christoph Th. Beck

Dass ein junger SS-Mann, der an Massenerschießungen beteiligt war, gegenüber einem Herrnhuter Theologen eine Beichte ablegt und diesem dann auch noch sagt: „der von uns beiden, der das alles überleben sollte, der hat eine große Pflicht. Er muss den andern dann sagen, wie es – wirklich – gewesen ist!“, ist nicht nur ein außergewöhnlicher Sachverhalt, sondern stellt darüber hinaus auch ein Vermächtnis dar, das Heinz Schmidt mit seiner Niederschrift festgehalten hat und welches nicht zuletzt durch den vorliegenden Artikel realisiert werden soll.

Dieser Text befindet sich im Unitätsarchiv und umfasst neun Schreibmaschinenseiten. Er ist mit keiner Jahresangabe versehen.¹ Auf der ersten Seite des Typoskripts steht ein handschriftlicher Bleistiftvermerk: „1984 ins UA“. Da Heinz Schmidt in seinem letzten Satz sein Buch *Die Judenfrage und die christlichen Kirchen in Deutschland* erwähnt, das 1947 in Stuttgart erschien, wird er den Text erst danach verfasst haben.

Christoph Heinrich Walther Schmidt wurde am 31. März 1913 in Herrnhut geboren. Sein Vater Walther Eugen Schmidt (1874–1959) leitete die tschechischen und deutschen Gemeinden der Brüdergemeine in Böhmen und Mähren. Wie seine vier Geschwister hatte Heinz Schmidt die österreichische und tschechische Staatsangehörigkeit, wuchs aber am deutschen Wohnort seiner Eltern auf. Die Mutter Gredey, geb. Stähelin, stammte aus Basel. 1934 zogen die Eltern nach Bellinzona. Heinz Schmidt litt in seinen Jugendjahren schwer an Asthma.

1925 bis 1932 war er Schüler am Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky und entschied sich danach für ein Studium der Fächer Deutsch, Geschichte, Religion und Französisch, zunächst in Marburg/Lahn und an der Sorbonne in Paris, wo er den Entschluss für das Theologiestudium fasste. Ostern 1933 wechselte er in das Theologische Seminar in Herrnhut, ab dem Sommer 1935 studierte er dann in Tübingen. In einem Seminar bei Karl Heim² verfasste er eine Arbeit mit dem Titel: „Das Alte Testament im Johannesevangelium“ und schreibt dazu: „Als fertiges Buch konnte die Arbeit, die ich recht lange nach der Tübinger Zeit abschloss, nicht erscheinen: Ich war so deutlich an das Problem des Weges Israels geführt worden, dass in jener Zeit an einen Druck schwer zu denken war.“³ Das Vorhaben eines Nachstudiums in Basel musste er zunächst aufgeben, weil sein Vater schwer erkrankte und er diesen von September 1935 bis März 1936 in Bellinzona vertreten musste. Ab dem Sommersemester 1936 studierte er dann

1 UA, SVA1: „persönliches Dilemma“, Kriegserinnerungen von Heinz Schmidt o. J.

2 Karl Heim (1874–1958) war ein deutscher evangelischer Theologe und Professor für Systematische Theologie in Tübingen 1920 bis 1939.

3 UA, Personalakte, Lebenslauf von 1954, S. 2.

bei Ernst Staehelin,⁴ Karl Hartenstein,⁵ Karl Barth (1886–1968) und Eduard Thurneysen.⁶ Danach berief ihn die Herrnhuter Direktion zu einem Dienst außerhalb der Brüdergemeine in Roßbach/Asch,⁷ eine Arbeit, die ihm angesichts der dort aufeinanderprallenden politischen und kirchlichen Strömungen schwerfiel, aber er war der einzige Pfarrer mit tschechoslowakischem Pass, den die Brüdergemeine hierfür zur Verfügung stellen konnte. Im Februar 1938 berief ihn die Direktion als Studiendirektor und Dozent für Kirchengeschichte in das Theologische Seminar in Herrnhut, anderthalb Jahre, die immer wieder durch Einsätze in Böhmen unterbrochen wurden.

Für den Winter 1939/1940 hatte Heinz Schmidt noch einen Studienurlaub erhalten, um über ein kirchengeschichtliches Thema (Martin Bucer)⁸ zu promovieren, doch wurde er schon vor Semesterbeginn nach Herrnhut zurückgerufen, um an einem vorverlegten Kriegsesemester mitzuarbeiten. Alle in Basel beschworen ihn, dem Ruf nicht zu folgen, doch letztlich folgte er den immer stürmischer werdenden Aufforderungen aus Herrnhut, wo er sofort seinen Gestellungsbefehl vorfand. Den weiteren Kriegsverlauf bis zu seinem ersten Lazarettaufenthalt beschreibt er ausführlich in dem hier wiedergegebenen Dokument.

Heinz Schmidt kam nach seiner Verwundung in die Nachrichtentruppe und war am Ende des Krieges Obergefreiter. Nach einem Dolmetschereinsatz 1943 in Griechenland kam er erneut ins Lazarett, diesmal in Berlin, wobei er seine spätere Frau Renate Gammert, geb. Reichel (1913–1996) mit der er schon seit Kindertagen in Herrnhut bekannt war, näher kennenlernte. Im Juni 1945 wurde er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen und in die Paul-Gerhard-Gemeinde in Stuttgart berufen. Über diese Zeit schreibt er:

Vor allem versuchte ich – wir erlebten ja in Stuttgart die Entstehung des Schuldbekenntnisses Herbst 1945 – die Gemeinden auf die besondere Schuld an Israel hinzuweisen. Gerade, weil ich in der Schweiz, im Kirchenkampf und in Russland die Brüder aus Israel näher gehabt hatte als viele, tat mir dieser Stachel besonders weh. Und wieviel unbewusster Antisemitismus lebt überall in deutschen Gemeinden und im Grunde im Herzen des „Homo antisemiticus“!⁹

4 Ernst Staehelin (1889–1980) war ein Schweizer Kirchenhistoriker. Er war Professor für Neuere Kirchengeschichte an der Universität Basel.

5 Karl Hartenstein (1894–1952) war ein deutscher evangelischer Theologe und prägte die evangelische Mission des 20. Jahrhunderts als Missionsinspektor der Basler Mission und Mitglied des Internationalen Missionsrates.

6 Eduard Thurneysen (1888–1974) war ein Schweizer evangelischer Theologe (Pfarrer und Professor in Basel). Er war ein Vertreter der Dialektischen Theologie und enger Freund Karl Barths.

7 Heute Hranice im böhmischen Vogtland, die westlichste Stadt Tschechiens.

8 Martin Bucer, latinisiert Bucerus (1491–1551), gilt als der Reformator Straßburgs. Er war anfangs ein theologischer Schüler Martin Luthers, stand aber später Huldrych Zwingli und Johannes Oekolampad näher, mit denen er zusammen zu den Begründern der evangelisch-reformierten Theologie gehört.

9 UA, Personalakte, Lebenslauf von 1954, S. 4.

1949 wurde er wieder in den Dienst der Brüdergemeine berufen und war zunächst als Prediger in Neuwied und ab 1952 für die Berner Sozietät tätig. Von 1955 bis 1968 war Heinz Schmidt Prediger in Königsfeld und von 1968 bis 1977 in Bad Boll. Nach dem Eintritt in den Ruhestand zog er mit seiner Frau nach Königsfeld um. Dort starb er am 16. November 1992.

Heinz Schmidt: Persönliches Dilemma

Im August 1939 war ich in der Schweiz. Von meinen Herrnhuter Studenten hatte ich Abschied gefeiert. Ich sollte meine kirchengeschichtlichen Kenntnisse ergänzen und promovieren. Die älteren Kollegen rieten zu Zürich. Mit Eltern und Geschwistern genossen wir die unerhört leuchtenden Tage am Monatsende in einem der obersten Häuschen am Heinzenberg, den westlichen Höhen über dem Tal des Hinterrheins. Trotzdem rannten der jüngere Bruder und ich zwei-, dreimal täglich ins erste Familien-Chalet mit einem Radio-Apparat und hörten die besorgte Stimme des Sprechers von Beromünster¹⁰ mit den Schilderungen der Polenkrise.¹¹ Dass an der Auslösung des großen Krieges nur ein einziger besessener Mensch die Schuld trüge, daran konnte es für mich keinen Zweifel geben. Wie recht ihm dabei jedes Mittel war, zeigte die beiderseitige Darstellung der sogenannten Erstürmung des Gleiwitzer Senders am Abend des 31. August.¹²

Am 1. September ging ich an der Seite der Mutter den Höhenweg über die drei sanften Gipfel des Heinzenberges. Um 11 Uhr vormittags begannen rings in den Tälern die Glocken zu läuten. Das neutrale Schweizervolk betete für die Menschen in den nun im Kriege befindlichen Ländern Europas.

In den ersten Oktobertagen forderte die Kirchenbehörde mein sofortiges Kommen. Unsere Studenten sollten vor der Einziehung, die wohl keinem erspart würde, ihr Kriegsnotexamen ablegen. Ich stand im Zweifel. Sollte ich in

10 Radio Beromünster war das öffentlich-rechtliche Schweizer Radioprogramm, das über den Landessender Beromünster übertragen und in der Nazizeit auch von vielen Menschen in Deutschland gehört wurde.

11 Hitler gab am 3. April 1939 der Wehrmachtsführung erstmals den Befehl, einen Angriff gegen Polen vorzubereiten. Dennoch wurde noch in den letzten neun Tagen vor Kriegsbeginn verhandelt. Die Verhandlungen der Reichsregierung gingen über den englischen Botschafter Neville Henderson in Berlin und von dort über die englische Regierung nach Warschau und zurück, ohne dass es dabei eine Annäherung zwischen Berlin und Warschau gegeben hätte. In die Verhandlungen zwischen Berlin und London wurde außerdem ein Vermittler eingeschaltet, der schwedische Industrielle Birger Dahlerus.

12 Am 10. August 1939 hatte der Chef des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS (SD) Reinhard Heydrich dem SS-Sturmbannführer Alfred Naujocks befohlen, einen Anschlag auf die Radiostation bei Gleiwitz in der Nähe der polnischen Grenze vorzutäuschen und es so erscheinen zu lassen, als seien Polen die Angreifer gewesen.

der Schweiz den Krieg über als „Refraktär“ bleiben? Die Eltern, meine schweizerischen Mitstudenten aus dem Semester bei Karl Barth beschworen mich: Einer „Unrechts-Obrigkeit“ zu folgen machte selbst schuldig. Ich gab ihnen recht.

Aber die jungen Brüder, die aus der Brüdergemeinde und die aus der verfolgten Bekennenden Kirche, wurden schon in Not und Anfechtung dieses Waffendienstes hineingezwungen. Durfte ich, zu dem sie Vertrauen hatten, „im sicheren Port“ verbleiben? – So folgte ich den stürmischer werdenden drahtlichen Aufforderungen aus Herrnhut.

Dort angekommen, fand ich schon den Gestellungsbefehl vor. Zwei Tage später stand ich bereits, eingekleidet, auf dem Kasernenhof in Reichenberg. Den Fahneneid sprach ich nicht mit. Aber der Arm hatte sich wie von selbst erhoben. Schon in der Zeit der scheinbar mühelosen Siege und der merkwürdigen Intervalle, der „*drôle de guerre*“,¹³ stand ich als einfacher Infanterist im schweren Gefühl ausweglosen Gefangenseins. In welche Abgründe führte der Weg der Welt? Darüber reden konnte ich nur mit den Linkseingestellten unter den Arbeiterkameraden. Später kamen einzelne Katholiken dazu. Neben den sentimental Marschliedern kam – während der Eroberung von Belgien und Frankreich – ein höhnend parodierend gesungenes Marschlied auf, bei dem die meisten freilich schwiegen. „O Herr schick uns den Mose wieder“ wurde da lästerlich „gebetet“: Der solle nämlich „alle seine Glaubensbrüder“ erneut sammeln und ins Rote Meer führen, – „und Herr, dann mach die Klappe zu, und alle Völker haben Ruh...“ Es gab einzelne Offiziere, die sich den Gesang zornig verboten.

Auf dem Chemin des Dames, jenem seltsamen Kreiderücken der Champagne, hatte ich im Juni 1940 die hingemähten Körper von westafrikanischen Negertruppen¹⁴ gesehen, die angeblich SS-Einheiten gnadenlos erschießen ließen. Der Wahnsinn eines Krieges der „höheren Rasse“ gegen die niedere wurde Wirklichkeit. – Unter den bewegenden Vorwürfen französischer Christen wurde mir meine Entscheidung von 1939 schon damals fraglich.

Im Mai 1941 lag die Kompanie unweit der polnischen Pilica¹⁵ in Quartieren. Jeden zweiten Tag mussten wir durch das Ghetto des Städtchens Opoczno¹⁶ singend durchmarschieren. Aus gedrängten Kellereingängen, aus blassen Gesichtern blickten uns die verängsteten Augen von Frauen und Kindern entgegen. Ab und zu flog ein halbes Kommissbrot zu ihnen hinüber, öfter wohl auch Hohn und Drohung. Eines Nachmittags nach Dienstschluss trafen wir

13 Als *drôle de guerre* „wird der Zustand an der Westfront des Zweiten Weltkrieges zwischen der Kriegserklärung Großbritanniens und Frankreichs an das Deutsche Reich am 3. September 1939 infolge des deutschen Überfalls auf Polen und dem Beginn des deutschen Westfeldzugs am 10. Mai 1940 beschrieben, in dem beide Seiten militärisch weitgehend passiv blieben“ (<https://de.wikipedia.org/wiki/Sitzkrieg>).

14 Auch wenn es sich aus heutiger Sicht um einen verächtlichen Ausdruck handelt, wurden hier keine Veränderungen am Originaltext vorgenommen.

15 Zentralpolnischer linker Nebenfluss der Weichsel.

16 Am 7. September 1939 wurde Opoczno von der Wehrmacht besetzt. Bereits im Dezember desselben Jahres errichteten die Nationalsozialisten ein Ghetto für die Juden.

eine Gruppe schmaler Glasarbeiter noch bei der Arbeit im Quartier. Während sie eilig das Zimmer verließen, grüßte ich einen dieser Mitmenschen: „Schalom alechem; sch'ma Jisroel...“ Den großen Aufruf zum Frieden und zum Ersten Gebot – ich brachte ihn fast nicht über die Lippen.

Fünf Tage vor dem Überfall auf die Sowjetunion kampierten wir in den eindrucksvollen Buchenwäldern vor dem breitfließenden Bug¹⁷. In den „weißen Nächten“ sangen die Sprosser¹⁸, aber auch die schwermütigen Lieder der russischen Kameraden tönten hinüber, die uns am Tage arglos zuwinkten. Über die nahe Eisenbahnbrücke rollten mehrmals am Tage die Öltransporte Stalins für den deutschen Verbündeten.

Dann kamen die Geheimbefehle: In der ersten Kriegswoche sollten die kommunistischen und jüdischen Kommissare aus den russischen Einheiten sofort ausgesondert und fristlos erschossen werden, überhaupt jeder Verdächtige. Inert vierzehn Tagen würden dann die „tönernen Füße des Kolosses“ zusammenbrechen. – Ich schlief wenig in jenen Nächten. Wenn ich schlief, sah ich nur künftige zerstörte Städte, russische und deutsche.

Am 22. Juni 1941 brach früh um 3 Uhr 15 ein Feuerschlag aller Geschütze los, wie ich ihn seitdem nie mehr gehört habe. Sofort im Anschluss ruderten wir die Aufblasboote über den stillen Strom – und stießen ins Leere. Bei einer Rast in den mühsamen Vormarschtagen durch Sand oder Dickicht saßen wir rastend vor den Häusern des weißrussischen Städtleins Rjetschitza¹⁹. Zwei jüdische Frauen wuschen uns die Leibwäsche. Die ältere dankte mir geradezu, dass wir sie um den Dienst gebeten hatten: „Ich sehe doch, dass ihr die gleichen lieben Jungens seid wie 1918. Alles war Angstmacherei und Lüge der schlimmen Bolschewiken!“ Ich versuchte sie zu warnen: „Nach uns kämen andere; die seien schlimmer!“ Und schon am Abend machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte sie beschwören sollen: „Geht in die Wälder, in den Widerstand!“

Nachkommende Kameraden berichteten von einem Dorf in den wolhynischen Sümpfen, wo SS-Einheiten zwei Drittel der Einwohnerschaft mit ihren Kindern erschossen hatten. Ein deprimierter Kamerad schilderte, was er vor den tiefen Panzergräben vor der großen Stadt Kiew, zum Absperrkommando befohlen, erlebt hatte. Reihe auf Reihe seien die Juden von Kiew an den Rand des Loches getrieben worden. Peitschende Unterführer der SS nötigten sie niederzuknien und Psalmen zu singen. Dann kam die Salve, und sie stürzten nach vorn. Die folgende Reihe musste etwas Erde nach vorn schütten. Dann ging es ihr ebenso.²⁰

17 Der Bug bildete seit 1939 die Grenze zwischen den von der Sowjetunion und Deutschland besetzten Gebieten Polens.

18 Nachtigallenart.

19 Retschyza (belarussisch Рэчыца, russisch Речица) ist eine Stadt in Belarus in der Homelskaja Woblasz.

20 „Das Massaker von Babyn Jar geschah im gleichnamigen tief eingeschnittenen Tal Babyn Jar (ukrainisch Бабин Яр) oder Babi Jar (russisch Бабий Яр) auf dem Gebiet der ukrainischen

Mein nächster Freund Lothar H., Abiturient und idealistischer Kriegsfreiwilliger, suchte mich abends auf. Als ich ihm das Gehörte zu berichten begann, fiel er mir ins Wort: „Deutsche Soldaten schießen doch nicht auf Frauen und Kinder! Unmöglich!“ – „Doch Lothar, so hat’s der Mann berichtet!“ – Da sagt der Freund: „Aber waren’s nicht Juden? Das ist doch etwas anderes!“ – Ich staunte ihn an: „Aber Lothar!“ – Er bat mich hastig, dringend um Verzeihung.

Wir wären damals gern gefallen. Lothar bat mich am Vorabend seines erahnten Todes, ihm aus dem Neuen Testament den Bericht von Jesu Verurteilung und Tod zu lesen. Vorher war es noch lange Nietzsches „Zarathustra“ gewesen, der ihn erfüllt hatte. – Anfang August wurde ich selbst schwer verletzt. Der befreundete Arzt gab mir seine Diagnose: Noch zwei Stunden würde es wohl dauern. Ich lag am Rande des Sandweges, auf dem der Unfall geschehen war. Eine Kanone war über mich weggegangen. Die Schmerzen waren fast zu groß, aber der Verstand blieb klar. Herantretenden Kameraden versuchte ich, sonst sparsam mit religiösen Gesprächen, von der Liebe Gottes zu ihnen zu sagen. In einer merkwürdig anderen Dimension sah ich meinen Körper – sozusagen aus der Entfernung eines nahen ersten Stockwerks – schräg links unter mir liegen. Über mir schien sich die Höhe wie ein Rundfenster zu öffnen, aus dem brausend-orgelndes Licht strömte. In diesem Glanz konnte ich nicht bestehen: Jeder Quadratzentimeter an meinem Körper war nackt, war Schmutz und Blut, war voller Versäumen und Schuld – der Schuld an den Juden! – Alles in mir war ein Seufzer: „Weh mir! Ich vergehe!“ Doch aus dem Licht kam die überwältigende Einladung: „Komm her, wie du bist!“

Der Arzt hatte den württembergischen Divisions-Pfarrer Wilhelm Gohl, meinen Freund, aufgetrieben. Der kniete bei mir, las ein Gebet und notierte die Anschrift der Eltern. „Sollen es Sterbelieder sein?“ – Ich bat: „Nein, nur Loblieder, nur Ostern!“ – Dann plötzlich unterbrach sich Gohl (er selbst blieb im Osten vermisst): „Ich habe das noch nie erlebt. Ich bin ein nüchterner Schwabe. Aber ich täusche mich nicht. Ich muss...“ Er legte mir die Hände auf: „Im Namen Jesu Christi, leb weiter!“

Auf dem folgenden Transport verging mir im Schmerz bald das Bewusstsein. Beim ersten Halt hielten mich die Sanitäter für tot, bis ein Arzt das Leben feststellte. Auch die anfängliche Diagnose stimmt nicht mehr: Die untere Körperhälfte sei nicht mehr gelähmt.²¹ Dort, in Bobruisk²², schilderten mir Kameraden, wie hinter der nächsten Straßenecke Juden erschossen würden. „Du, das ist interessant! Das muss man erlebt haben ...“ Mir graute.

Hauptstadt Kiew, als Einsatzgruppen der deutschen Sicherheitspolizei und des SD am 29. und 30. September 1941 innerhalb von 48 Stunden mehr als 33.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder ermordeten“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Massaker_von_Babyn_Jar).

21 Gestrichen: „Aus dem Feldlazarett wurde ich nach zehn Tagen, noch nicht gehfähig, wieder nach vorn geschickt.“

22 Babrujsk bzw. Bobruisk (belarussisch Ба́бруйск / Babrujsk; russisch Бобру́йск / Bobruisk; polnisch Bobrujsk) ist eine Stadt in Belarus an der Bjaresina in der Mahiljouskaja Woblasz.

Noch hatte sich der große Kessel nicht geschlossen. Russische Entlastungsangriffe drohten. Der nervöse leitende Arzt des Lazaretts schickte mich erneut an die Front, wenn auch noch die Gehfähigkeit fehlte. Man brauchte dort jeden Mann. Als ich mit den geringen Habseligkeiten (die Senfkornbibel²³ war mir gestohlen worden, aber ich hatte die teuren Seiten des Lukas-Evangeliums und die vier ersten Paulusbriefe vorsorglich herausgeschnitten) am Lazaretteingang saß, fuhr eben das Verpflegungsfahrzeug der Kompanie fertigverpackt am Hause vorbei. Sie nahmen mich gern mit. Zuweilen durfte ich auf dem Panjepferdchen reiten, dem Sattelpferd. Man lernt die vordringliche Betreuung der treuen Pferde.

Als ich endlich, schon am Rande der weiten ukrainischen Ebene, östlich der Desna, die Einheit erreichte, begrüßten die Kameraden mit fröhlichem Erstaunen den Totgegläubten. Trotz öfteren Ersatzes war die Einheit auf ein Sechstel des Bestandes zusammengeschmolzen. Als eine Art Maskottchen fuhren sie mich noch über den Einbruch des harten Winters hinaus mit. – Gleich nach der Begrüßung wollten sie berichten, wünschten mein Urteil. Angrenzend an die Division war eine SS-Division im Vormarsch, die keine Gefangenen machte. Der Kompanie-Chef habe sich dieser Übung angeschlossen. Hielt er es doch für nicht verantwortbar, mit jeder größeren Zahl von Gefangenen 8–10 eigene Soldaten auf den 150 km weiten Weg durch herrenloses Land zu den ersten festen Heeresstellen zu schicken.

Abends besuchte ich den Oberleutnant in seinem Zelt. Er begrüßte mich sichtlich erfreut: „Wissen Sie, alle Leute, mit denen ich mich unterhalten konnte, sind gefallen. Wie sieht es im Hinterland aus?“ – Ich berichtete ihm von jenen Exekutionen in Bobruisk und fuhr fort: „Ich habe mich auf die Front gefreut. Ich habe mir gesagt: Solche Dinge würde unser Chef nie zulassen!“ – „Das ist schön von Ihnen, Schmidt, dass Sie so hohe Stücke von mir halten!“ freute sich der Kompanieführer. Aber ich blitzte ihn an: „Wie war das denn in der letzten Zeit mit den Gefangenen, von denen die Kameraden erzählen?“ Er fiel mir ins Wort: „Schweigen Sie! Kein Wort weiter! Sonst müsste ich mich von einer ganz anderen Seite zeigen. Aber Wort gegen Wort! Sie versprechen mir, die Sache nie mehr zu erwähnen. Mein Gegenangebot: Ich mache die letzte Flasche besten französischen Cognac auf – und gebe Ihnen mein Mannes-, mein Offizierswort, dass so etwas nie, nie, nie mehr geschehen wird!“ – Ich dachte kurz nach und sagte dann: „Darf ich Sie darum bitten, den angebotenen Cognac zu öffnen?“ – So einfach war das. Oder war nicht auch das Einlenken im Gespräch Schuld? Aber es ging ja um Menschenleben.

Der Winter brach ein. Die Uniformen waren zerschlissen und ähnelten allmählich den anderen der „Ivans“, die nur durch gelegentliche Überfälle in Aktion traten. Die einzige Wäschegarnitur, die wir auf dem Leib trugen, war zerfetzt. Bei der trockenen Kälte, die jäh unter 20 Grad gesunken war, im Schneesturm oder in den klirrenden sternklaren Winternächten mussten die

23 Allgemeiner Ausdruck für Taschenausgaben der Bibel.

zwei Stunden, die wir auf Posten blieben, durch die liebende Erinnerung an die Heimat überbrückt werden. Hatte nicht die Mutter beim Abschied den Vorschlag gemacht, beim nächtlichen Aufblick zu dem „himmlischen W“, zur Cassiopeja, aneinander zu denken?

Die Rückkehr und der kurze unruhige Schlaf in der „Panje-Hütte“ brachte gleichfalls Schwierigkeiten. Wir krochen möglichst eng zusammen. Aber den ersten Schlaf beendeten die Bisse der Läuse. – Die nächste kleine Gruppe wussten wir Kilometer entfernt. Wie sollte die Front im Ernstfall halten?

Eines Tages um Mitte Oktober erschien einer der Ärzte. Er fand mich und stellte bei der Untersuchung fest: Die Verwundung war noch nicht ausgeheilt. Dazu Hautbeschwerden, Ruhr und eine beginnende Gelbsucht. Ich wurde in die Heimat geschickt. Erst ein paar Tage im Pferdeschlitten, dann im LKW zur fernen Bahnstation. Vor den großen russischen Flüssen endete jeweils die Linie. Wieder im LKW zur Fähre und weiter.

Eines Tages, in einem Vorort des zerstörten Warschau, wurden wir Verwundeten entlaust. Erstmals heiß geduscht ... Die entzündete Haut brannte unter der Kernseife. Die Kleidung, Stiefel und anderes Eigentum kamen in einen anderen weiten Duschaum zur Desinfektion. Wissende tuschelten, auch ganze Transporte von Menschen fänden in diesem Raume ihr endgültiges Ziel ...

Es ging weiter, nun schon in Personenzügen, über Weichsel, Oder und Elbe. Blieben wir in Sachsen? Ein Heimaturlaub im geliebten Herrnhut hätte gelockt. Aber unser Zugteil fuhr weiter durch die letzte Nacht. Wir kamen am nächsten Mittag im Bahnhof der schönen alten Reichsstadt Schwäbisch Gmünd an. Im Loretto-Krankenhaus kamen wir unter. Freundliche und erfahrene Schwestern betreuten uns hingebend. Kluge Ärzte mühten sich um die Diagnose und traten ins Gespräch. Die beiden Besuche des schwäbischen Pfarrers der Nachbarstadt und der lieben Kusine aus Bad Boll²⁴ brachten Licht in den Krankensaal mit seinen zwanzig Betten. Der jüngste Bruder des Dichterpfarrers Albrecht Goes las mir seine Gedichte vor, die in Sturm und Drang an den jungen Schiller erinnerten. Er ist am Schluss des Krieges noch gefallen. Mich selbst legte die ansteckende Gelbsucht wohligh lahm: „Es geht alles vom Kriege ab!“ sagten auch die Flieger, deren Schilderungen des Luftkrieges noch nach ritterlichem Sport klangen, wie aus einem versunkenen Zeitalter. Tagsüber brachte das Radio jede Stunde die Nachrichten. Dazwischen Operettenmusik, Schlager. Nur wenn Mozart oder Bach angekündigt wurden, wurde gnadenlos weitergedreht.

Jultag und Christfest 1941

In dem zum Lazarett umgewandelten katholischen Krankenhaus, in dem gepflegt und geheilt wurde, schien die winterliche Ostfront zunächst versinken zu können mit ihrem entsetzlichen Rückfall (oder Vorgriff?) in eine mörderisch

²⁴ Handschriftliche Randbemerkung: Renate Gammert.

unmenschliche Welt ohne Zivilisation, ohne Verständnis, ohne Gnade. Der Nächste wurde sorglich betreut. Die militärische Hierarchie trat in den Hintergrund. Wir begegneten einer dem anderen. Oder hatte ich mich getäuscht?

Im zweiten Weltkrieg war vieles verdunkelt, was dem ersten großen Krieg des Jahrhunderts noch Wert und Maß verliehen hatte. Pflichtgefühl und Rücksicht, Liebe zum Vaterland, Fairness dem Gegner gegenüber schienen gleichgültig. Der Moloch des Führerkultes schien zu genügen. Andererseits fehlte fast jeder Enthusiasmus. Allenfalls nach den großen Siegeszügen des Jahres 1940 schien die Hoffnung auf Sieg und anschließenden Frieden greifbar.

Nun im dritten Kriegswinter hatte sich die Offensive festgelaufen. Die Erfrorenen in den Lazaretten kamen den Verwundeten gleich. In den Familien zog die Trauer ein. – Trotzdem war der „Ivan“ kein gehasster Gegner mehr; der „Tommy“, der Franzose schon gar nicht. Japan und Amerika traten neu in den Krieg ein. Erschrocken war die Wendung des Gesprächs, wenn Polen oder gar Juden in das Erinnern traten. Wann begann sie, die gefährliche Redensart: „Genießt den Krieg! Der Friede wird fürchterlich ...“ – Wirkliche Gefühle des Zorns, der Angst und des Hasses richteten sich gegen eigene Einheiten: an das Kriegsgericht und die Feldgendarmerie, und immer wieder gegen die schwarze Uniform der SS.

Es dauerte Tage, bis es uns Neuankömmlingen eröffnet wurde, im halblauten Gespräch nur: Unser friedliches Krankenhaus war das zuständige Bestimmungs-Lazarett für eine SS-Einheit, und zwar ausgerechnet für die berüchtigte SS-Standarte Totenkopf-Dachau.²⁵

Fast zum gleichen Zeitpunkt redeten sie uns auch schon auf den Gängen an. Es waren meist blutjunge Menschen im gleichen blauweiß-gestreiften Lazarettanzug, 16- und 17-jährige Jungen. Und dann saßen sie, einer nach dem andern, auf meinem Bettrand. Es hatte sich bei ihnen herumgesprochen, dass in einem der zwei Säle, die für Kranke von der Ostfront bestimmt waren, ein evangelischer Pfarrer wäre, ein Priester. Und sie ließen uns von der Front erzählen, die allenfalls ihre Führer gesehen hatten. Dann berichteten sie von ihrer Front. Bei recht vielen wurde das Gespräch zur Beichte.

Es gehört zu solchem Gespräch, dass das meiste Gehörte gnädig versinkt. Es kann ja nur im gedachten Seufzer zumeist verkraftet werden, im „Kyrie Eleison“. – Manches blieb dennoch. Da waren die fast erloschenen, stammelnden Andeutungen: „Wenn Du wüsstest, Kamerad! Bei uns sind Menschen ... Bestien, nicht Menschen. Man möchte ihnen nach dem Krieg nicht begegnen. – Übri-

25 „Die SS-Totenkopfverbände (SS-TV) waren die für die Bewachung der Konzentrationslager (KZ) zuständigen Einheiten der SS. In dieser Funktion waren sie eine zentrale Exekutivinstitution der NSDAP zur Unterdrückung und Beseitigung politischer Gegner, zur Ausbeutung durch Zwangsarbeit und medizinische Menschenversuche sowie zur Internierung von Kriegsgefangenen“ (<https://de.wikipedia.org/wiki/SS-Totenkopfverbände>).

gens dürfen wir's keinem sagen. Nicht einmal der eigenen Mutter. Sonst rollt der Kopf ... Aber Du bist ja Priester. Du sagst es keinem!“

Da war der Achtzehnjährige, der von einer Art Rüstzeit von fünf Tagen in Dachau erzählte. Der Reichsführer SS²⁶ selber mit seinem Stabe sei dabei gewesen. Die Herren hätten sich mit einem alten Gesetz, bzw. mit dessen Straf-, Folter- und Hinrichtungsmethoden befasst. „Karoline“ hätte es geheißen. Ein komischer Name, aber dann sei nichts mehr komisch gewesen. „Du, dieser Karl der Große – oder war es der Fünfte? – hatte auch schon Ideen, sehr fürchterliche sogar!“ Er meinte die „Carolina“, die berühmte Halsgerichtsordnung Karls V. aus dem Jahre 1532.²⁷ Die Folterungen und Todesarten, die er nun schilderte, verschlugen mir den Atem. Und auf eine Zwischenfrage gab er gelassen zu: „Natürlich sind es Juden. Nur Juden ...“ Das Erbarmen zog einem das Herz zusammen: Mit den unbekanntem Opfern – und mit diesem Teil unserer Jugend.

Am bewegendsten waren die Gespräche mit Günter, einem hochgewachsenen Berliner Gymnasiasten. Schmal und dunkelhaarig war der Kopf. Er ist mir in den allmählich zunehmenden Gesprächen, die schließlich wohl täglich erfolgten, nahe gekommen wie ein sehr kranker jüngerer Bruder.

Er war Schüler an der Obersekunda eines der alten Berliner Gymnasien gewesen, das er gern besucht hatte. Eines Tages, in der Mitte des Vormittags, musste der Unterricht abgebrochen werden. Die Klasse musste bleiben. Ein SS-Brigadeführer sprach zu ihnen. Er schilderte ihn mir als ungemein überzeugend: groß, schlank und blond, klug und gebildet, mit dem Dokortitel, einer der hochdekorierten letzten Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkriegs. Aus den Freischaren war er dann bald zu den Nazis gestoßen und hatte sich dabei zäh und drahtig gehalten. Er wusste suggestiv zu reden und ließ sie nicht los.

Er versuchte sie zum Eintritt in die SS zu gewinnen. Sie hätten die einmalige Chance zum großen Abenteuer und zugleich zum Aufstieg. Denn hier werde die kommende Elite der Nation ausgebildet. Zusammengeschmiedet in einem Prozess, dem schon der Zwanzigjährige nicht mehr gewachsen sei, weil er schon verbürgerlicht sei, zu weich, um den Forderungen des Führers für die kommenden Jahrzehnte gewachsen zu sein.

26 Heinrich Himmler.

27 „Die *Constitutio Criminalis Carolina* (CCC) oder *Carolina* (in zeitgenössischer Übersetzung *Peinliche Gerichts- oder Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., auch des Keyzers Karls des fünfften und des heyligen Römischen Reichs peinlich Gerichts ordnung*) von 1532 gilt als erstes allgemeines deutsches Strafgesetzbuch. Der Begriff ‚Peinlich‘ bezieht sich auf das lateinische *poena* für ‚Strafe‘ und meint Leibes- und Lebensstrafen. [...] Aus heutiger Sicht wird in Bezug auf die Carolina gerne von einem ‚Theater des Schreckens‘ gesprochen, da sie sehr grausame Züge enthielt (Folter und verschiedene Hinrichtungsmethoden). Trotz aller fortschrittsorientierten Erkenntnisse und einer kritischen Öffentlichkeit, die die Aufklärung mit sich brachte, galt die Carolina in vielen deutschen Landesteilen bis in das 19. Jahrhundert fort“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Constitutio_Criminalis_Carolina).

Die meisten Mitschüler hatten schon nach zwei oder drei Stunden der Bearbeitung nachgegeben. Er selbst und wohl zwei andere wehrten sich volle sechs Stunden, bis die Ermüdung sie überwand. Seinen – sonst scheu geliebten – Eltern in Berlin machte er bittere Vorwürfe: Dass sie nachgegeben und unterschrieben hätten, aus Feigheit nur.

Dann im Lager war alles zunächst ganz anders. Der „Doktor“ blieb mit ihnen zusammen. Er übernahm die volle Ausbildung und teilte die Freizeit. Während des langen täglichen Dienstes verlangte er sich und ihnen das Letzte ab. Aber abends am Lagerfeuer sei es herrlich gewesen. Da sang er mit ihnen, lauter Landsknechtslieder, und erzählte – vom Ersten Weltkrieg und aus der „Kampfzeit“. Und sie hörten ihm gebannt zu.

Eines Abends rückte er dann heraus. Sie zelteten unweit eines oberbayrischen Städtchens – Dachau bei München – am Rande eines Moores. Da gab es ein Lager, von dem sie nur – von älteren Angehörigen der SS beiläufig gehört hatten. – Aber nun werde es ernst, sagte der „Doktor“. Am nächsten Morgen gehe es zur ersten Probe. Zur Feuerprobe, zum „Stahlbad“. Es handle sich um Ungeziefervernichtung, um Insekten lediglich. Es sei gewiss hart. Aber der Führer, der geliebte Führer, verlange es. Es sei für Deutschland nötig, aber auch für den „Charakter“. Denn der Junge werde darüber zum Mann. – Und jeder könne sich – zunächst – freiwillig melden. Die anderen könnten sich's noch eine Weile überlegen.

Beim ersten Mal meldeten sich nur zehn, die am Abend müde zurückkehrten, bleich und angeekelt. Aber am nächsten und übernächsten Morgen kamen je weitere Zehn hinzu. Und die Ersten erklärten, schon beim zweiten Mal mache es einem viel weniger aus. Man gewöhne sich an alles.

Schließlich am fünften Morgen redeten sie auf ihn ein. Auf ihn und die beiden Übriggebliebenen. Er sei wohl kein Mann? Sei gerade er denn eine Memme, ein Feigling? Und sterben müssten sie ja doch. Wisse es doch am Ende keiner von der großen Gruppe, wer da auf wen geschossen habe. Und wirklich, es handle sich um Ungeziefer. Nicht um Menschen. – Da gab er nach und ging mit.

Er hätte dann mit der neuen Maschinenpistole auch in den Menschenhaufen hineingefeuert, kurz und wie besinnungslos. Vielleicht hatte er auch wie die andern gedacht, wenn da nicht – in dem großen Haufen nackter Leichen – eines noch gelebt hätte. – Ein kleines zweijähriges Mädchen war am Leben geblieben und nur leicht verletzt. Ein süßes, dunkelhaariges Mädchen. Es hätte sein Schwesterchen sein können. Und nun stieg es, mühsam und unentwegt, auf dem Leichenhaufen hinauf und suchte und suchte nach seiner Mutter. „Mama!“ rief die Kleine sehnsüchtig. Und noch einmal: „Mama!“

Bis der „Doktor“ vortrat, sein bis dahin verehrter Führer, und die Kleine mit einem Schuss in das Hinterköpfchen zusammenschoss. Und damit sei für ihn alles zusammengebrochen. Denn er wusste ja: Es waren ja MENSCHEN. Menschen und keine Insekten. Und sie selbst seien Mörder, Massenmörder. – Seit-

dem lebe er, schon jetzt, in der Hölle. Er könne nicht mehr schlafen. Er sehe nur noch das Bild des kleinen Mädchens vor sich. Und er sei – schon bei Lebzeiten – verloren und verdammt.

Ein mitleidiger SS-Mann, ein viel älterer Landsknechttyp, von dem er das nie erwartet hätte, habe sich seiner angenommen. Er hätte ihm durch genaue Weisung der Punkte, bei deren Berührung man aufzuschreien habe, die Methode beigebracht, wie er den Gelenk-Rheumatismus so vortäuschen könne, dass kein Arzt es widerlegen könne. – Seitdem sei er nun hier im Krankenhaus. Er lüge täglich bei der Visite. Aber sei nicht Lügen besser als Morden? Ob ich ihm einen andern Rat geben könnte? – Ich konnte es nicht.

Er habe sich die Finger wund geschrieben und sich zu anderen Einheiten gemeldet. An die Front, zu Sturmpionieren und Fallschirmjägern, auch zur Waffen-SS. Aber es helfe alles nichts. Wer einmal in Dachau sei, käme immer dorthin zurück. Es gäbe keinen Ausweg. Selbst ein Urlaub könne nicht helfen. Er dürfe ja nicht reden. Gerade zu seinen Eltern nicht. – So wurde er mein Freund, mein armer junger Bruder.

Mitten in der Adventszeit besann sich der leitende Arzt²⁸ auf den besonderen Charakter des Lazarett. Alle Pfarrer des Standorts, auch der treffliche Stadtdekan, erhielten Hausverbot. Die Nonnen hatten schon probeweise vor dem abendlichen Löschen der Lichter auf ihren Blockflöten die alten Adventslieder gespielt. All das wurde nun durch einen prinzipiellen Erlass verboten.

Dagegen wurden alle Insassen am 21. Dezember, dem Tage der Winter Sonnenwende, zu einem Jul-Abend befohlen. Der Kreisleiter erschien persönlich mit einem Stab brauner Würdenträger. Eine Gruppe des BDM übernahm den festlichen Teil des Abends. Vorher hielt der Kreisleiter eine bellende Rede. Lange genug sei der „germanischen Volksseele“ die vergiftete Zumutung aufgezungen worden, einen schmutzigen jüdischen Säugling und dessen uneheleiche Mutter zu verehren. Aber nun würden die Kameraden in der schwarzen und der feldgrauen Uniform erstmals ein bewusst heidnisch-germanisches Weihespiel erleben – als „Deutsche Weihnacht!“ – Dann öffneten sich die Vorhänge. In weißem Kleid saß ein blondes Mädchen mit langen Zöpfen, blau angestrahlt, in der Tür eines Häuschens im künstlichen Schnee. Eine große Puppe hielt sie auf dem Schoß und sang ein Wiegenlied. Die Sprecherin eines Mädchenchores berichtete, dass sie dem „Führer“ dies Kind habe schenken wollen, als Soldaten in kommenden erneuten Kriegen, um Deutschlands willen.²⁹

28 Handschriftliche Randbemerkung: Dr. Birmele.

29 Handschriftliche Randbemerkung: „Der ‚Wote-Wanderer‘ persönlich erschien. Ein hochgewachsener Mann mit langem dunklem Mantel und gleichfarbiger Kapuze. Er überreichte der ‚jungen Mutter‘ im Namen des deutschen Volkes ein brennendes weißes Licht. Dann wurde gesungen, das Lied des Kults der deutschen Mutter: Hohe Nacht der klaren Sterne ... Die Soldaten, selbst die SS-Angehörigen, waren empört. Es sei ‚Scheiße‘ und sie wollten eine richtige Weihnachtsfeier haben.“

Dann wurde jenes Lied von der „Nacht der klaren Sterne“³⁰ gesungen, und von den „Müttern“, denen „tausend Kerzen und Lichter“ angezündet werden sollten. Kaum einer von den Kameraden stimmte ein.

Im Gegenteil steigerte sich das anfängliche Murren der Hörer zu wütendem Protest, als der Kreisleiter in einer Schlussrede seine Angriffe gegen die bisherige Religion zu überbieten versuchte. Er brach schleunigst ab. Die braunen Herren verließen den Saal, die Offiziere desgleichen. – Zurück blieben die eingeschüchterten Mädchen vom BDM. Soldaten beider Waffengattungen umringten sie und verlangten von ihnen die vertrauten Weihnachtslieder. „Stille Nacht“ oder „Ihr Kinderlein, kommet ...“ – „Das ist uns ausdrücklich verboten worden!“ wehrten sich die Mädchen.

Ich mengte mich ein, und, während der Saal sich leerte, legten wir ein improvisiertes Programm fest. Siehe da, sie kannten auch „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Gelobet seist Du, Jesu Christ“. Als ich ihnen Hoffnung machte, dass die Nonnen sie gewiss auf der Blockflöte begleiten würden, fingten sie Feuer. Ja, sie wollten gewiss den Kameraden, die bald wieder an der Ostfront eingesetzt würden, die Freude bereiten! – Es wurde noch ein schöner Abend.

Am nächsten Vormittag kamen einige Scharführer, die Unteroffiziere der SS, in unserm Krankensaal und suchten mich auf. Sie hätten in allen Sälen nach „dem Pastor“ gefragt, und nun sollte ich am Heiligen Abend eine Ansprache halten. Die katholischen Schwestern seien unter dieser Bedingung bereit, mit ihren Instrumenten und Liedern mitzutun. Für mich träfe ja das Verbot des Lazarett-Kommandanten nicht zu. Ich sei einer der Ihren und hätte im übrigen „Narrenfreiheit“!

Der große SS-Saal, in dem wir am 24. Dezember zusammenkamen, war gedrängt voll. Einige Schwerkranke waren auf der Bahre herübergebracht worden. Die Nonnen begannen. Es klag etwas dünn, aber sie musizierten tapfer, und viele Stimmen fielen mit ein. – Dann las ich ihnen den Text der Weihnachtsgeschichte vor. Nicht den bekannteren aus dem Lukasevangelium, sondern nach Matthäus:

Auch dort wird der Leser in ein Stück Weltgeschichte geführt. Aber die politische Figur ist kein römischer Herrscher, sondern ein halbjüdischer Emporkömmling von Roms Gnaden, der ältere Herodes. Sterndeuter aus dem Osten

30 „Hohe Nacht der klaren Sterne ist eines der bekanntesten deutschen Weihnachtslieder aus der Zeit des Nationalsozialismus. Hans Baumann (1914–1988) dichtete es im Alter von 22 Jahren, und das 1936 erstmals veröffentlichte Lied fand schnell Verbreitung; es war unter anderem in den Richtlinien für Weihnachtsfeiern von HJ, NS-Lehrerbund, SA und SS enthalten. Es wurde 1938 titelgebend für ein Weihnachtsliederbuch der Reichsjugendführung, in die Baumann 1933 mit 19 Jahren wegen seines NS-Kampfliedes *Es zittern die morschen Knochen* als Referent aufgenommen worden war. Das einfach zu singende Lied bot im Gegensatz zu eindeutig nationalsozialistisch wie christlich konnotierten Liedern breite Möglichkeiten zur Identifikation und ist auch nach 1945 wiederholt in Liederbuchsammlungen und Vertonungen wiedergegeben worden“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Hohe_Nacht_der_klaren_Sterne), zuletzt von Heino (2013).

erscheinen im jüdischen Protektorat und im alten Jerusalem. Sie suchen nach einem kleinen Prinzen, auf dessen Geburt die Konstellation am Himmel zu deuten scheint. Gibt es doch in den Sternenkulten der einstigen Großmächte im Zweistromland Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde.

Der König, ein bedenkenloser Benützer des Schaukelspiels der Politik, ist alarmiert. Er ist zudem umdüstert vom lebenslangen Schaukelspiel zwischen den Stärkeren in Rom. Seine Hände sind blutig, aber sein Verstand arbeitet eisklar. Er lässt die fernen Besucher mit den Vertretern der so anderen jüdischen Religion zusammenkommen. Gibt es nicht auch hier mythische Herrschererwartungen, die es wachsam im Auge zu halten gilt, um schwärmerische Bewegungen gleich im Keime zu ersticken? Auf diesem Umweg tritt – anders und doch ähnlich wie bei Lukas – der unbedeutende Flecken Bethlehem in Judäa ins Licht der Geschichte.

Es scheine nicht das friedliche Kerzenlicht des Weihnachtsbaums über dieser Geschichte. Dort fehle Tannengrün und Lametta, wie wir sie gerade 1941 so sehr ersehnten. – Gewiss, da sei die arme junge Mutter mit ihrem Kinde. Da leuchte Sternenlicht. Wertvolle Geschenke wechselten verschwenderisch den Besitzer. Aber schon seien da Furcht und Grauen unterwegs, nicht die Geborgenheit ...

An dieser Stelle wurde ich, kurz hintereinander, zweifach unterbrochen. Zunächst war es ein junger Schwerkranker, der aus scheinbarer Lethargie, mit einem erschreckenden Angstschrei jäh in die Höhe schoss. Ebenso plötzlich brach er zusammen. Er war an einem Herzanfall gestorben und musste hinausgebracht werden.

Aber auch der Fortgang der Geschichte konnte ja den Hörern nicht Tod und Sterben ersparen: Dies Sterben durch willkürlichen, sinnlosen Terror, der – wie aller Terror – gerade die Unschuldigen treffe. Schon damals also sei da die hoffnungslose Trauer der Mütter. Kinder seien ausgerottet worden, schon damals. Und „Rahel weint über ihre Kinder ...“ (Matth. 2,18)

An dieser Stelle verlangten zwei SS-Oberscharführer gebieterisch den Abbruch der Weihnachtsfeier. Hier würde heimtückisch gegen Führer und Volk gehetzt. Politik sei das und nicht Religion! – Aber nun gingen die übrigen Hörer hoch, gerade die SS-Kameraden. „Lasst ihn reden! Wir schlagen euch die Schnauze ein! Wir wollen genau das von ihm hören!“ Die Wellen gingen hoch.

Es war nicht leicht, sich für den Fortgang der Erzählung zu sammeln. Aber der war ja nicht mehr lang. Zudem war ja auch Freude, sogar „große Freude“ – bei den Weisen und bei Maria. Es gab ja, neben all dem Sinnlosen und Unbegreiflichen, genau so geheimnisvolle Bewahrung, für Mutter und Kind!

Und vor allem sei das ja die Festbotschaft, auf die nun aber auch alles ankäme. Da sei eine Welt, fern den Familienfeiern der Kindheit, ferner noch den Gottesdiensten in den Tempeln und Kirchen der Frommen. Es sei eine schreckliche, eine blutige Welt, voller Tränen, voller Schuld und peinigender Fragen. – Aber diese „Welt“, genau diese Welt sei hier gemeint – als Zielort der noch ganz an-

ders unbegreiflichen Botschaft der LIEBE. „Denn also hat GOTT die WELT geliebt“ (gerade diese Welt von Winter 1941), „dass Er seinen eingeborenen Sohn gab“, wirklich weggab, in dieses unbeschreibliche Elend einer Welt, „auf dass alle, wirklich alle, die an IHN glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben (und ein richtiges neues und versöhntes Leben dazu!) HABEN!“ So nach der unentbehrlichen Stelle 3,16 im Johannes-Evangelium.

Wir haben dann noch friedlich und ohne Störung den Abend abgeschlossen. Die Nonnen flöteten und mussten sich immer noch neue gewünschte Weisen einfallen lassen. Sogar ein kurzes Gebet wurde zum Abschluss gewünscht. Auch dann noch gab es Gespräche hin und her – über die Angehörigen bei ihrer heimatlichen Feier, wie über das Erlebte an den so sehr verschiedenen Fronten. Aber sie alle schienen aufgeschlossen, friedlich und nicht ohne Hoffnung und eine kleine Freude. Der letzte Kerzenstumpf musste erst abbrennen; dann ging alles auseinander.

Unter den Allerletzten wartete noch Günter, der junge SS-Mann, auf mich. „Du, es ist alles gut geworden! Ich kann es noch nicht voll begreifen, aber sogar für mich und meine Schuld. Wohl gerade für mich. Gut geworden! Für uns, hier, heute.“ – Er schwieg, und auch ich hatte keine Worte. Dann aber blickte er mich große und fest an: „Du, Heinz, der von uns beiden, der das alles überleben sollte, der hat eine große Pflicht. Er muss den andern dann sagen, wie es – wirklich – gewesen ist!“ – mir selbst ist das Christfest im Lazarett der alten Reichsstadt eine der entscheidenden prägenden Erfahrungen geblieben.

Was mag aus Günter geworden sein? Als alles vorbei war, hatte ich keine Anschrift mehr. Sogar seinen Nachnamen hatte ich vergessen. Ob er längst tot ist – womöglich durch eines der drakonischen Nachkriegsverfahren der Sieger? Oder schützte ihn seine Jugend? Ich habe seiner oft gedacht. Vielleicht liest er sogar diese Zeilen ...

Aber zugleich weiß ich, warum gerade die von Gott erwählten und geliebten JUDEN in die Weihnachtsgeschichte gehören. Und es war einer der Gründe dafür, dass ich 1946, zunächst in Form von Vorträgen, die ich hin und her in den Nachbargemeinden im zerstörten Stuttgart, zu halten hatte, auch über die „Judenfrage“ nachgedacht und geschrieben habe. 1947 erschien dann das Büchlein in einer der kurzlebigen Erscheinungsreihen dieser Zeit.³¹

31 Heinz Schmidt, Die Judenfrage und die christlichen Kirchen in Deutschland, Stuttgart 1947.

Christoph Th. Beck, Heinz Schmidt: Personal Dilemma

The fact that a young SS man, who participated in mass shootings, makes a confession to a Moravian theologian and then says to him: “The one of us who survives all this has a great duty. He must then tell others how it was – really –!” is not only an extraordinary fact, but also represents a legacy that Heinz Schmidt recorded in his report and which, not least, is to be realized by the present article.

Schmidt was left with a serious wound in a hospital where SS members were also treated and thus came into contact with young soldiers who came from the so-called SS-Totenkopfverbände (SS death's head units). In his report he describes their internal conflicts as well as his own, which culminated in a Christmas celebration at the hospital in 1941. In order to shed light on the background to this, his CV is presented beforehand.